

Erich-Loest-Preis 2017

Rede

Guntram Vesper

Preisträger 2017

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr verehrte liebe Frau Rotta, liebe Literaturfreunde, meine lieben Freunde, entsprechend einer Tagebuchnotiz Erich Loests, Preisverleihungen seien gewöhnlich von der Stange, jeder Gast blicke verstohlen zur Uhr, ob die Qual endlich vorbei sei, mache ich es kurz, so kurz wie möglich, ganz kurz geht nicht, und gliedere, was ich zu sagen habe, in vier Teile:

Antippen Erich Loest
Material Frohburg
Frohburg, das Buch
Erich Loest

Antippen Erich Loest

Meine Frau und ich haben zuhause sechs Räume, vom Dachboden bis zur Garage, in denen wir Bücher aufgestellt, gelagert und zwischengelagert haben. Wenn ich vor sechs, sieben Jahren meinen Göttinger Antiquar fragte: „Herr Soundso, wann kommen Sie wieder“, war die Antwort: „In sechs Monaten“. Frage ich heute, heißt es: „Gar nicht mehr“. Nun gut, der Mann ist älter geworden, Bücher wiegen auch, aber unabhängig davon hat augenscheinlich eine schwindelerregende Entwertung des Durchschnittsbuches stattgefunden. Nur so ist zu erklären, daß in den Wühlkisten des Antiquars am Gehwegrand ein tadellos erhaltener „Grüner Heinrich“, einer der wichtigsten Bildungsromane deutscher Sprache, 75 Cent kostet. Wieso das? Na, in Fraktur gedruckt, von Studenten kaum noch zu entziffern.

Aber auch, und hier kommt der Namenspatron des heutigen Tages schon einmal kurz ins Spiel, Erich Loests wunderbare Bearbeitung aller fünf „Lederstrumpf“-Erzählungen unter dem Titel „Wildtöter und Große Schlange“ mit den Farbbildern von Eberhard Binder, Loest gedenkt der Ausgabe von 1972 noch

einmal in einer Tagebuchnotiz im Juni 2011 während eines Aufenthalts in Moritzburg bei Dresden, „hier hätte >Wildtöter< am Feuerchen sitzen können“; auch dieses Buch fiel mir für einen Dreivierteluro zu, mit dem wie glühend kolorierten Schutzumschlag, ich war eine Woche im Hochgefühl, über den Schatz selbst und weil ich ihn vor Regen und ahnungsloser Begrabscherei gerettet hatte. Man merkt: bücherkranke Leserratte.

Bei so jemandem steht dann auch im großen Wandregal im Arbeitszimmer die deutsche Literatur der Gegenwart, die fast lückenlose Sowjetliteratur in Übersetzungen, der Besitzer kann nur ein kleines bißchen Russisch, und dazu kommen die vielen Nachschlagewerke, vierzig Bände „Werte unserer Heimat“, das „Kleine sächsische Wörterbuch“, ein Geschenk Egbert Herfurths vom Oktober 1989, mit seinem Zusatz: „Wird bei uns mit Gold aufgewogen“, ferner das achtbändige „Große Wörterbuch der deutschen Sprache“ aus dem Bibliografischen Institut (alle zwei Wochen wird nachgeschlagen, dann aber dringend: wie geht das denn nun wirklich: Juwel, Juwelen, Juwelle). Darüberhinaus gibt es eine Abteilung Sozialismus, mit den drei Bänden der Moskauer Prozesse 1936, 1937 und 1938, herausgebracht auf Deutsch vom Ministerium für Justizwesen der UdSSR, und den drei Protokollbänden der Nachkriegsprozesse gegen Traitscho Kostov, Laszlo Rajk und Rudolf Slansky.

Auf einem Regalbrett ganz oben aber, für Besucher mit schnellem Griff nicht zu erreichen, man müßte auf den wackligen Schreibtischstuhl steigen, die Widmungsexemplare von Büchern, die für meine Entwicklung besonders wichtig waren, Günter Grass, „Die Blechtrommel“, Martin Walser, „Halbzeit“, und „Durch die Erde ein Riß“ von Erich Loest. Die Signatur von Grass, „mit herzlichen Grüßen“, stammt von meinem ersten Buchmessenbesuch in Frankfurt im Oktober 1959, Walser trug sich ein paar Jahre später mit einem kargen „Gruß, Walser“ in sein Buch ein. Die Widmung von Erich Loest wird erst einmal nicht verraten.

Als ich „Die Blechtrommel“ und „Halbzeit“ las, war ich noch Schüler, Loests Buch lernte ich 1981 kennen. Das ist lange und sehr lange her, gelegentliches Nach-Lesen steht an. Ich erinnere mich jedenfalls an die Brausepulverszene bei Grass und daran, daß der Anselm Christlein Walsers seiner Frau für jede eheliche Umarmung ein Fünfmarkstück in die Sparbüchse stecken mußte. Das eine echt Grass, das andere echt Walser. Beides durchaus wundersam und zugleich griffig für einen Heranwachsenden: was es nicht alles gibt auf der Welt.

Bei der Loest-Lektüre war ich doppelt so alt, ich staunte über ganz andere Passagen und bewunderte sie. Etwa: Erich Loest besucht seinen Vater in Mittweida, fremde Männer kommen und suchen Herrn Loest, der Vater meldet sich, aber dem Sohn Erich ist klar, hier ist er gemeint. Die Männer bugsieren ihn ohne weiteres in ihr Auto, man kennt das aus Artur Londons Geschichte und aus

zig anderen Berichten, die Limousine rollt aus dem Talkessel von Mittweida raus, oben stoppt der Wagen, der Fahrer weiß nicht, wie es weitergeht Richtung Leipzig, der Abgeholt selber muß den Vertretern der Staatsgewalt den Weg weisen, auf dem er verbracht wird. Ist ein größeres Satyrspiel nach der Verhaftung im Elternhaus denkbar? Und vor den Verhören und den endlosen Jahren in Bautzen?

Material Frohburg

Ich wuchs nach dem Krieg im Haus der Großeltern auf, es war auch mein Geburtshaus. Schon früh hörte ich, daß im Nachbarhaus bergauf zwei kleinstädtische Mordopfer, ein Geld ausleihender ehemaliger Bäckermeister und seine Frau, gelebt hatten, und im Nachbarhaus bergab hatte der Doppelmörder bei seinen Eltern gewohnt. Frohburg wurde noch deutlich abgründiger, als ich mich mit zwölf Jahren in unserer Zentralschule für die Betreuung der kleinen Lehrerbücherei in den großen Pausen meldete. Selten, sehr selten, daß eine Lehrkraft kam und ein Buch auslieh, ich hatte meist die zwanzig Minuten ungestört für mich und entdeckte bald die Frohburger Jahreschroniken, in ihnen las ich, wie im Dreißigjährigen Krieg die Pest nach Frohburg und Greifenhain gekommen war, nämlich durch geplünderte Kleidungsstücke, und wie im 18. Jahrhundert ein großes Teil der Stadt in Flammen aufging, Frohburg gleich Strohhurg, das brannte schrecklich gut, der Brandstifter wurde vor der Stadt auf den Scheiterhaufen gebracht.

Daraus folgte für mich, daß es hinter dem, unter dem, was ich als Kind, als Junge, als Heranwachsender sah und erlebte, verborgene Bezirke und tiefere Schichten gab, die zu erkunden waren. Nein, falsch, das war keine Auflage, keine Verordnung von außen, sondern eigenes Bedürfnis, eigener Auftrag, nicht unbedingt vom Zeitgeist unterstützt. Das ist, ohne groß Programm zu sein oder Programm genannt zu werden, jahrzehntelang und bis heute für mich gültig geblieben. Am Anfang gab es mit zwölf, dreizehn Jahren den Versuch, eine Chronik von Frohburg und Umgebung zu schreiben. Dann, ab der Internatszeit in Friedberg bei Frankfurt, das bis heute anhaltende Bedürfnis, alte Fotos und Ansichten mit Frohbürger Bezug zu sammeln, Feuerriegel- Keramik, Grafik und Bilder von Conrad Felixmüller, u. a. sind die Gemälde „Auf dem Kohlenbunker der Brikettfabrik Neukirchen“ und „Nikolaikirche Geithain, vom Altdorf aus“ bei uns gelandet.

Vor allem aber habe ich Nachrichten, Berichte, Erzählungen und Bruchstücke von all dem, mitgeteilt in Briefen und Telefonaten und bei Begegnungen, fixiert und archiviert, wobei den vielen Gesprächsabenden mit meinen Eltern, wenn ich sie in den siebziger und achtziger Jahren in der Gießener Gegend besuchte, ein besonderes Gewicht zukommt. Wir aßen zu dritt Abendbrot, auf den Schnitten

fingerdick „Gewiegtes“, wie meine Mutter zu sagen pflegte, mit rohem Ei und Zwiebeln angemacht, dazu gab es Licher Bier, die Lieblingsmarke meines Vaters, nach dem Essen wurden Zigaretten angebrannt, wir rauchten alle drei, und wir unterhielten uns stundenlang, über Frohburg und die Frohburger, befreundete Rentnerpaare kamen jeden Sommer von da und hielten das Informationslevel hoch. Außerdem waren die Eltern beide am Ort geboren und wußten natürlich auch durch die Landarztpraxis meines Vaters in den Kriegsjahren und im Nachkrieg bestens Bescheid. Zu unseren Themen gehörten ganz deutlich auch die Jahre, die wir nicht, wie heute allgemein üblich, Nazizeit nannten, sondern Drittes Reich. Die Inhalte konnten dennoch schneidend und stechend sein.

Zeitgeschichte, Ortsgeschichte, Familiengeschichte. Ich erfuhr viel, es gab viel zu staunen, bis zu Unfaßbarem hin, aber wir haben auch viel gelacht. War ich dann gegen Mitternacht nach unten ins Souterrain, in mein altes Jugendzimmer gegangen, machte ich eine letzte Flasche Bier auf, setzte mich auf die Bettkante, das Möbel stammte noch von der Flüchtlingserstaussstattung, und kritzelte in fliegender Eile ein Gedächtnisprotokoll auf die erstbesten Stücke Papier, die ich greifen oder aus den Westernschwarten des Bruders herausreißen konnte. Währenddessen hörte ich aus dem Stockwerk über mir Schritte und Türenklappern, die Eltern waren so angeregt, regelrecht aufgeputscht, daß sie keine Ruhe fanden. Der Stoß der Notizen, die ich ihnen verdanke, ist handspannhoch, für den Roman habe ich ihn nicht verwendet, nur das, was in der Erinnerung hängengeblieben war.

Frohburg, der Roman

Im Frühjahr 1982 rief uns abends meine Mutter aus Reiskirchen bei Gießen an, mein Vater, damals fünfundsiebzig, hatte einen Zusammenbruch gehabt, starke Schmerzen, Schwierigkeiten mit dem Sprechen, sie bat mich, möglichst gleich zu kommen. Eine halbe Stunde später saß ich im Auto und raste über die A 7 und die A 5 nach Süden. Während der Zweistundenfahrt durchzuckte es mich plötzlich: wenn ihm etwas passiert, wenn er stirbt, sind alle seine Erlebnisse, Erfahrungen, sein Wissen und seine Gefühle nicht mehr vorhanden, ich kann ihn nichts mehr fragen, nichts Neues mehr von ihm erfahren. Er hat dann allerdings noch zwanzig Jahre weiter gelebt.

Eine gleiche bedrohliche Aussicht, mit dem Tod alles Innere weg, der Kopfinhalt verschwunden, wurde mir vor ungefähr zehn Jahren in Bezug auf mich selber bewußt.

Etwa zur gleichen Zeit bekam ich, bis dahin hatte ich jahrzehntelang jeden Text wieder und wieder mit der Hand geschrieben, ich numerierte die Blätter und

hütete sie, ein gebrauchtes Notebook geschenkt, und aus Ärger über die Unzuverlässigkeit der Postzustellung und der kruden Portoerhöhungen übte ich mich im eMail- Schreiben, was wegen der erhöhten Schreibtempos, anders als beim Entwickeln eines Satzes per Handschrift, ein komplettes Vorformulieren der Sätze voraussetzte.

Diese für mich ganz neue Einübung machte es möglich, mich bei der ansatzweisen Abbildung oder soll ich sagen dem ansatzweisen Nachzeichnen der Inhalte meines Kopfes, der Tatsachen-, Gefühls- und Erinnerungsbereiche, des neuaufgetauchten Computers und seines Speichers zu bedienen. Ich begann, mein Tagebuch weist es aus, im Juni 2009 mit meinem Unternehmen „Frohburg“, das erst einmal nur für mich, mein Archiv gedacht war, die ersten zwölf Monate lang. Aber als ich, man kann es bei Open Office zählen, bei knapp 500.000 Anschlägen angekommen war, dämmerte mir, daß es vielleicht doch auf eine Veröffentlichung hinauslief. Die dann noch folgenden fünfeinhalb Jahre schrieb ich hochkonzentriert, aber mit Ruhe und Gelassenheit weiter, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, ein Exkurs kam zum anderen, der Schlußteil wurde immer länger, und die ersten zwölf, fünfzehn Seiten, auf die es mir besonders ankam, rief ich jeden Morgens als erstes auf und bearbeitete sie wie ein Gedicht, so wortsensibel, verskritisch und rhythmushinterfragend.

Im Sommer 2015 hatte ich eine Textmenge von zwei Millionen vierhunderttausend Anschlägen erreicht. Und wäre damals nicht mein Verleger Klaus Schöffling, der mir die große Freude macht, heute hier unter uns zu sitzen, bei uns in Göttingen gewesen, hätte er nicht sein Interesse bekundet, ich hätte wie unter autosuggestivem Zwang weitergeschrieben, wahrscheinlich weitere drei, vier Jahre lang.

Nachdem Klaus Schöffling am 12. Juni 2015 bei uns gewesen war, schickte ich ihm zwei Tage später gegen Mitternacht den gesamten Text in Form einer eMail, es dauerte und dauerte, bis das Netz die Menge bewältigt hatte. Im Verlag wurde dann mein „Frohburg“ zum ersten Mal überhaupt ausgedruckt, Klaus Schöffling kaufte, wie Ida Schöffling zu berichten wußte, einen Trolley der besseren Sorte und verschwand mit dem voluminösen Ausdruck an den Gardasee, zur ungestörten Lektüre. Am 6. Juli seine Rückmeldung von dort: Großartig.

Erich Loest

Wer mein Buch kennt, weiß, daß, auf einer tatsächlichen Begebenheit beruhend, Erich Loest auf Seite 44 auftaucht und bis Seite 108 in Frohburg durchhält, erst Autorenlesung auf dem Saal der Grünen Aue, dann nächtlicher Rundgang durch die winterliche Stadt, am Ende eiskaltes Hotelzimmer, paßgenau direkt über meinem Kinderzimmer.

Die Idee, den fünfzehn Jahre älteren hochgeschätzten Kollegen und Landsmann, ich kannte ihn seit seiner „westlichen“ Anfangszeit in Osnabrück, in mein Buch aufzunehmen, beglückte mich förmlich. Als hätte mir jemand ein tolles Geschenk gemacht. Gerade solche Einfälle sind es ja, neben den elegant oder zweckmäßig oder absonderlich laufenden Sätzen, die einen dazu bringen, Stunde um Stunde, sechseinhalb Jahre im ganzen, die Glasperlen der Tatsachen, der Phantasie und des Sprachspiels zu handhaben.

Eine Übermittlung an Erich Loest aber, „du kommst in meinem Buch vor, guck mal, auf welche Art und Weise“, ist unterblieben. Zum einen gab es, ich habe es schon erwähnt, den Text bis Mitte Juni 2015 nur im Speicher, nicht eine einzige Seite war ausgedruckt, nicht eine Seite konnte ich überhaupt ausdrucken, ich besaß gar keinen Drucker, und selbst wenn ich einen gehabt hätte, wollte ich „meine“ Figur, den realen Erich Loest, nicht mit einer lieblos gestalteten Zettelwirtschaft belästigen. Nein, wenn schon, dann sollte es das ganze Buch sein, mit all den entwickelten und abgebrochenen Erzählsträngen, das ganze Gewebe, der komplette Teppich. Und so verging Jahr um Jahr. Und dann plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so schien es jedenfalls in Göttingen, die Nachricht von Erich Loests Tod. Betroffen und aufgewühlt war ich. Hatte ich nicht ganz ähnliches mit Rolf Bossert erlebt. Und kannte ich nicht die Schicksale der Marx- Tochter Laura und ihres Mannes Lafarge. Und wie schlossen Artur Koestler und seine Frau ihr Leben ab. Tucholsky. Stefan Zweig und Frau. Klaus Mann. Walter Hasenclever. Auch Börries v. Münchhausen will ich nicht auslassen. Die schmerzvolle beunruhigende Liste ist unendlich lang und trostlos. Und doch: das winzige blendend helle Licht am Ende der Höhle, dort, wo sie am engsten, am drückendsten ist, lädt ein, kann einladen zu freiem Schritt. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche. Und Erich Loest wußte noch viel besser Bescheid, wenn man seinem Tagebuch folgt.

Eine Jahrhundertgestalt. Schrundig wie das 20. Jahrhundert, nicht glattgehobelt, nicht mit des Kaisers neuen Kleidern behängt, dabei aber feinfühlig, sanft ironisch, stark lakonisch und vor allem ein sehr gewichtiger Schriftsteller und Chronist.

Eingangs habe ich auf Erich Loests Buch „Durch die Erde ein Riß“ hingewiesen. Ich bin vergangene Woche tatsächlich auf meinen wackligen knarrenden Schreibtischstuhl gestiegen und habe das Buch nach unten geholt. Daß eine Widmung drin stehen mußte, war durch die Nachbarschaft von „Blechtrommel“ und „Halbzeit“ wahrscheinlich. Aber was hatte der Verfasser mir denn genau ins Buch geschrieben? Ich trat ans Fenster, schlug die Titelseite auf und staunte, kaum zu glauben, was da stand, was Erich Loest am 26. Mai 1988 anlässlich eines Aufenthalts in Göttingen geschrieben und mir „herzlichst“ gewidmet hatte. Der Eintrag lautete: „Das Zentrum von Mittweida – Leipzig ist

Frohburg“.

„Danke, lieber Erich Loest.“ Nach neunundzwanzig Jahren.

Und tausend Dank auch an Frau Rotta und die Jury!